

Nr. 148. Bromberg, den 1. Juli 1930.

Ein Welthaus.

Roman von Sophie Kloerss.

(20. Fortsetzung.) ———

Mit Erde überschüttet, fliegend im ersten Schrecken, kamen Neumann und de Jong empor. Dicht vor ihren Füßen zog sich der Spalt hin, seine Tiefe im wirbelnden Staub und dickaufquellenden Dünsten verbergend. Sie schoben sich zurück, Schritt für Schritt, denn unter ihnen rüttelte und schüttelte der Boden, und jede Sekunde glaubten sie, hart unter den Sohlen ein neues Reißen der Erde zu spüren. Hundert Fuß entfernt machten sie halt, kauerten auf dem Boden, denn das Stehen war unmöglich, und starrten ostwärts, hinüber zu dem Berg, in dessen Innern die Feuerriesen tobten. Die ganze Gegend, in der sich sein Haupt zwischen Wolken barg, war verdunkelt. War es Rauch? Waren es Wetterwolken? War es wirbelnder Erdenstaub, emporgeschleudert von den unaufhörlichen Stößen? In den schwarzen Massen flammte es auf. Rote Glut zerriß die Finsternis, brüllender Donner begleitete ihr Aufflammen. Und dann jagten sich die Blitze, Feuersäulen schossen auf, standen wie ungeheure Opferflammen halbe Minuten gegen den Himmel, wurden erstickt von dicken Rauchwolken und legten sich — schwellend und fressend — wie ein Mantel um seine Flanken. Die Wälder an den Berghängen standen in Feuer.

Hart an Neumanns Ohr schrie der Holländer: „Heute wird es schlimm, Herr. Wir täten gut, zu versuchen, daß wir das Haus erreichen. Obgleich —“ Ja, sie waren da so wenig sicher wie hier.

Aber es war ein Ziel, und es war gut, ein Ziel zu haben. Für Augenblicke hatten die heftigen Stöße nachgelassen, nur unaufhörliches Zittern der Erde zeigte, daß an ein Aufhören des Ausbruchs noch nicht zu denken sei.

Sie strebten vorwärts. Sie kämpften sich durch die Staubmassen, die atemraubend aufflogen, sie mußten nach zehn Schritten immer wieder stehen und die Augen auswischen, die tränten und schmerzten, und dabei wurde ihr Atem kurz und die Brust keuchte, denn die Glut um sie her stieg von Minute zu Minute, als bräche Feuer aus der Erde, und sein glühender Atem versenge alles Leben, ehe die offene Flamme die wehrlosen Opfer in ihre letzte tödliche Umarmung riß.

„Was ist das?“ fragte Neumann und hielt abermals den Schritt an.

Es war nicht nur Erdstaub, der ihm in Mund und Augen drang, es war ein Fressendes, Schwefliges — —

„Asche, Herr.“

„Asche?“

Sie hielten wieder an. Dunkler wurde es um sie her. Die Sonne stand wie eine rote Scheibe hinter grauen Wänden, und in der Luft war ein stickender Dunst.

„De Jong, wenn das Asche ist — das kann der Plantage teuer zu stehen kommen.“

„Ja, Herr.“

„Da kann uns die Ernte draufgehen.“

„Das Leben auch, Herr.“

Wieder mühten sie sich vorwärts.

„De Jong, weiß der Himmel, ich find mich nicht mehr zurecht.“

„Wir müssen mehr rechts hinüber, mein' ich.“

Sie waren mitten zwischen den langen Reihen der Kaffeebäumchen. Alle vier bis fünf Ellen ein Baum, so zog es sich viertelstundenlang am Abhang hin. Jetzt eine dichte, dunklere Masse, ein Gehölz. Eine einzige Palme stand riesenhoch wie ein Wächter zehn Schritt vor den ersten Büschen, als sehe sie hinein in das Land. In ihren Stamm waren Eisen geschlagen. Sie hatte einmal als Jägersitz gedient, zu der Zeit, als Otto Soltau hier regierte. Daran erkannten sie Baum und Platz. Es war ein schlimmes Erkennen. Sie waren weitab vom Wohnhaus und den Schuppen, wo sie wenigstens vor dem Aschenregen Zuflucht gehabt hätten. Zu weit nach rechts waren sie gegangen, und wie sie nun versuchten, den richtigen Weg einzuschlagen, kamen sie an einen frischen Erdriß, der nicht zu überspringen war, und sich — wie sie an seinem Rande standen — unter fortwährendem Zittern und Knirschen immerfort erweiterte. Die dicken Erdbrocken, die vom Rande abstürzten, schienen in bodenlose Tiefen zu fallen, denn man hörte ihr Aufschlagen nicht. Zurück!

Umwege gemacht, immer neue Erdstürze vor sich, immer stärker anwachsendes Schütteln und Beben unter den Füßen, und dann wieder ein Stoß, als berste die Erde in ihren Grundfesten, ein Donnern und Dröhnen, ein Brüllen, daß den Männern die Herzen stockten. Fern an jenem Feuerberg rissen die Seiten, wurden in die Luft geblasen, Wälder, Felsen, ungeheure Schuttmassen hinaufreißend bis zu den Wolken, und heraus aus der Tiefe fuhren die Feuerriesen, schleuderten Flammen gegen den Himmel, schleuderten sie über die Erde, bliesen giftige Gase, seit Jahrzehnten in ihren höllischen Öfen gekocht, in das weite Land, hetzten den Glutodem hinterher, und in einem Augenblick rasten Flammen durch Wälder und Savannen, hüllten alles Leben, alles Wachsen und Werden in Feuertod, und sangen mit Prässeln und Zischen ein Triumphlied über alles, was Menschenwerk und Menschenschöpfung hieß.

Alois Neumann, als ihn der Glutodem traf, wollte aufschreien in wahnsinnigem Schmerz. Die zerfressene Lunge und die brennende Kehle gaben nur noch einen letzten röchelnden Ton her. Neben sich sah er den Leib des Aufsehers sich bäumen, als würde er emporgeschleudert, seine eigenen Glieder riß ein grausiger Krampf zusammen — dann war es vorbei.

Über sie rieselte ununterbrochen der dunkle Staub- und Aschenregen. Rieselte drei Tage und Nächte. Dann setzte Regen ein, stürzende Wetterregen, wie ihn diese Breiten um diese Jahreszeit nicht kannten, und der Regen schlemmte Asche und Staub die Hänge nieder, häufte sie in den Mulden und Senkungen zu vielen Fuß hohen Lagern an, jagte sie an andern Stellen in die Bäche, deren Lauf verstopfend und die aufgeregten Wasser mitten hineinjagend in Gärten und Pflanzungen.

Wochen vergingen, ehe Menschen an den Ort der Verwüstung kamen. Niemand, der in jenen Stunden in der Plantage gewesen, war dem Tode entgangen. Wohnhaus und Schuppen hatten die Flammen gefressen, die Vorräte waren mit ihnen aufgelodert, die Ernte auf den Feldern war verdorben, alle Bäumchen versengt, alle Arbeit von Jahrzehnten vernichtet.

Der Papandajang, berühmt oder richtiger berüchtigt durch seine furchtbaren Ausbrüche, hatte sich selbst übertroffen, und bis Batavia hinab, bis zum fernen Singapore hinüber hatte man seine rüttelnde Wucht gespürt. Das Meer hatte getobt an der Küste, Schiffe waren mitten im Hafen gegen die Küste geschleudert worden und gesunken, bis weit hinaus in den Indischen Ozean zog der feine Staub, den die Explosion in Höhen emporgetragen, aus denen er langsam, ganz langsam zurücksank zum Ort seiner Herkunft. Viele Monate lang, wenn abends die Sonne untergegangen war, stand ein flammendes Rot bis zum Zenith, ein Abendbrot, das jene Länder, in denen Tag und Nacht in schnellem Wechsel folgen, sonst nicht kennen.

Und viele Wochen später zeigte sich dies Rot fern im Norden, warf an harten Wintertagen einen Feuerschein über deutsche Schneefelder, ließ die Mondsichel gleich einem feinen Silberkahn in der Purpurflut treiben, und gab den Gelehrten Kopfzerbrechen auf über seine Herkunft. Erst Jahrzehnte später, bei dem Ausbruch des Krakatau, stellten die Astronomen fest, daß jene Himmelszeichen irdischen Ursprungs waren, daß allerfeinster Staub in unermeßlichen Höhen, von der untergegangenen Sonne beleuchtet, diesen Farbenzauber schuf.

*

Es gab damals noch keine Kabel zwischen überseeischen Ländern, die Telegraphie steckte in ihren allerersten Anfängen. Der Kanal von Suez war noch nicht gegraben, Schiffe aus Holländisch-Indien fuhren viele Wochen, ehe sie europäische Häfen erreichten. So wiegte sich Karl Anton noch in kühnen Hoffnungen, als längst alles vernichtet war, was er als sicheren Gewinn in seine Zukunftsrechnung einstellte.

Im August kamen noch Briefe von Neumann, die glänzende Aussichten eröffneten. Dann blieben sie aus, und eines Tages ging an der Börse ein Gerücht um von einem fürchterlichen Erdbeben auf Java. Die ersten Nachrichten kamen über Amsterdam. Näheres war nicht zu erfahren, auch nicht, in welchem Teil der Insel es stattgefunden, und Heinecken regte sich nicht auf. Solche Berichte aus fernsten Ländern waren immer zu neun Zehntel übertrieben. Es erdbebte da immer, einmal leichter, einmal schlimmer, darüber machte sich niemand Gedanken.

Aber er wartete doch ungeduldiger auf neue Nachrichten von seinem Vertreter. Peemöller fragte jeden dritten Tag: „Na, sind die Kaffeesäcke schon auf hoher See?", und er konnte ihm keine sichere Antwort geben.

Dann wuchs die Sorge mit jeder Überseepost, Nachrichten kamen durch, langsam trat die Wahrheit heraus aus all den dunklen, verworrenen Berichten.

Es war der Papandajang gewesen, von dem die Katastrophe ausging. Es war die Gegend, in der Heineckens Plantagen lagen, die von dem Ausbruch schwer getroffen waren. Man war in Batavia lange ohne irgendeine Nachricht von dort. Und endlich der Brief eines Geschäftsfreundes aus Batavia, der die ganze Größe des Unglücks enthielt. Der hatte, als erster, sich aufgemacht und die zerstörten Plantagen besucht. Es war schweres Reisen gewesen, denn die Straßen waren zum großen Teil zerstört, die Gegend so verändert, daß man sich nicht auf die Karten verlassen konnte — immer noch schütterte es im Boden und mahnte zur Vorsicht — und als endlich das Ziel erreicht war, stand man vor dem Trümmerfelde.

In den Stunden, als sein Haus zusammenbrach, wuchs Karl Anton über sich selbst hinaus.

Schweigend ging er nach Empfang des Schreibens in sein Privatkontor, schloß die Tür und blieb eine Stunde allein.

Paul und Soltau, die gesehen, daß er einen Brief aus Java erhalten, blieben in schwerer Sorge zurück.

„Ich hab' gewarnt", sagte Paul und sah ganz weiß und verstört aus. „Ich hab' gleich ein unheimliches Gefühl bei der Sache gehabt. Aber es kam ja alles zu spät. Er hat mich ja nicht gehört. Sie sollen sehen, Soltau, das war ein böser Brief."

„Abwarten, Mann! Vielleicht ein Aufstand der Eingeborenen, der die Ernte verzögert. So was haben wir schon öfter gehabt."

„Glaub' ich nicht. Das hängt mit dem Erdbeben zusammen, von dem sie seit vierzehn Tagen reden."

„Ein Erdbeben kann doch nicht die ganze Plantage ruinieren."

Paul schwieg bedrückt. Er und Soltau saßen sich seit Jahren gegenüber am großen Schreibtisch, und einer sah, so oft er von der Arbeit aufblickte, in das Gesicht des andern.

Soltau sah jetzt öfter auf als sonst. Immer blasser wurde sein Gegenüber, je länger die Abwesenheit des Vaters währte. Die Feder in seiner Hand zitterte, die Buchstaben auf dem Papier verloren an Festigkeit.

„Haltung, Mann!" murmelte der Prokurist. „Was auch kommt, Zähne zusammenbeißen! Seien Sie doch der Sohn Ihres Vaters."

„Sie haben leicht reden. Um Ihre Firma geht es nicht."

„Sie wissen, wie ich mit Ihrem Hause verwachsen bin."

Paul antwortete nicht mehr. Im Stillen dachte er: Doch noch ein verdammter Unterschied. Du hast dein Vermögen und das große Geld deiner Frau in Sicherheit, lieber Freund! Wer weiß, was uns morgen noch gehört!

Und immer noch kam der Vater nicht.

Plötzlich ein gräßlicher Gedanke: Der konnte doch nicht —

Ein Aufhorchen, ein Fliegen bis in das innerste Herz. Alles drinnen still im Kontor. Paul stand langsam auf. Er wollte hinübergehen an die Tür, irgendeine belanglose Frage tun. —

„Lassen Sie ihn allein", sagte Soltau. „Sie kennen ihn doch. Der muß allein durchwürgen, was ihn anfaßt."

Der Sohn ließ sich zurückfallen auf seinen Stuhl. Zu schreiben versuchte er nicht wieder. Es wäre sinnloses Zeug geworden.

In dieser Stunde, wo er den Zusammenbruch des Hauses ahnte, wo er warten mußte von Sekunde zu Sekunde, fühlte, wie ihm die Kehle langsam zugeschnürt wurde, die Angst wuchs und wuchs, und endlich nur der Wunsch übrigblieb: Wenn nur der Schlag endlich fällt — in dieser Stunde zerbrach etwas in Paul Heineckens Wesen, was nicht wieder heilte.

Stark war er nie gewesen, immer hatte er seinen Vater neben sich gebraucht, immer war Soltau ihm wie ein Stab gewesen im wechselnden Glück und Unglück des Hauses, aber von diesem Tage an wurde er dem Leben gegenüber nie wieder jene innere Angst los: Und was kommt nun?

Soltau saß und schrieb. Er erledigte die englische Post, die noch vor Abend fort sollte, als sei es ein Tag wie alle Tage. Von dem alten Herrn hatte er gelernt, sich zu jeder Zeit in der Gewalt zu behalten. Und wenn das Schlimmste zum Schlimmen kam, wenn alles zusammenstürzte, so lange er an seinem Pult saß und Arbeit vor sich hatte, so lange wurde diese Arbeit korrekt und sorgfältig erledigt.

Ein Kommis kam aus dem Nebenkontor mit einer Frage, sah Pauls verstörtes Gesicht, ließ die Augen zum Prokuristen gehen und wanderte beruhigt wieder hinaus. Nein, wenn da etwas Geschäftliches vorgelegen, wäre der nicht so unbewegt gewesen.

Dann — endlich — kam Karl Anton wieder aus seinem Zimmer.

Achtundsechzig Jahre hatte er hinter sich. Er trug den Kopf immer noch so hoch wie ein Junger, er ließ ihn auch jetzt nicht zwischen die Schultern sinken. Als er eben im kleinen Spiegel nebenan gesehen, daß seine Züge sehr blaß waren, hatte er aus dem Wandschrank die Portweinflasche hervorgeholt, die für Geschäftsfreunde bereitstand, und hatte in langsamen Schlückchen ein Glas getrunken. Er fühlte, daß ihm das Blut ins Gesicht zurückkehrte, und nun erst ging er. Paul dachte: Gott sei Dank, er sieht ja ganz ruhig aus. Soltau las in den Augen seines Herrn den tiefen Ernst der Stunde. Unwillkürlich stand er auf. Als zieme es sich nicht, das, was da kam, in behaglichem Sitzen entgegenzunehmen.

„Ja", sagte Karl Anton, sah ihn an, ihn und nicht den Sohn, „Sie ahnen wohl, was da eingetreten ist. Nachrichten aus Java. Wir können nicht liefern."

Soltau schwieg.

„Nicht liefern?“ fragte Paul. „Meinst du nicht zur rechten Zeit oder nicht alles.“

„Wir können nichts liefern. Keinen Sack. Die Plantage ist vernichtet. Die Besitzungen der Nachbarn ebenso wie die unsere. Gegen das Schicksal kann kein Mensch sich wehren.“

Und Soltau schwieg noch immer. Seine Hand hob sich, als wollte sie nach der Hand des alten Herrn fassen, auf halbem Weg sank sie zurück. Nein, den hätte man beleidigt mit einem solchen Zeichen des Mitleids.

Paul kam hoch. Langsam, mit weitaufgerissenen Augen. „Keinen Sack! Keinen — keinen —“ Das Wort versagte ihm, er röchelte, fiel zurück, saß keuchend im Stuhl.

Man hörte aus dem Nebenkontor einen Schritt, der sich der Tür näherte. „Fassung — Fassung, Paul.“ Und als sich schon die Tür öffnete und der Buchhalter Post brachte, zugleich einen Bescheid erfragend, ging er an den Seitentisch, füllte ein Glas mit Wasser und brachte es dem Sohn. „Du solltest lieber nach Hause fahren, wenn dir heute so wenig gut ist.“ Der Buchhalter warf einen Blick auf den jungen Herrn und ging wieder. „Sie werden es morgen oder übermorgen an der ganzen Börse wissen, daß wir fertig sind, aber ich will selber der erste sein, der es bekanntgibt. Es soll nicht durch die Leute ausgeschwatzt werden.“

Damit setzte er sich an den Schreibtisch, griff nach Papier und Feder und fragte: „Ist die englische Post erledigt, Soltau? Können Sie jetzt ganz für mich da sein? Wir müssen rechnen. Alles, was sich abstoßen läßt, muß zu Geld gemacht werden. Allen Kredit, der uns bleibt, müssen wir ausnutzen, allen Kaffee, der zu fassen ist, müssen wir in den nächsten Tagen aufkaufen und liefern. Er wird wahnsinnig teuer werden, schlechte Ernten überall, und nun auch der westindische zum großen Teil fort —“ Seine Hand ging über das Papier. Summen tauchten auf, wurden addiert, gestrichen —

(Fortsetzung folgt)

Napoleons ältester Sohn.

Von R. Bulwer.

Im Glanze des großen Interesses, das die Welt und später die Literatur, Kunst und Geschichtsschreibung dem einzigen legitimen Sohne Napoleons von seiner zweiten Ehe mit der österreichischen Erzherzogin Marie-Louise — dem kleinen König von Rom und späteren unglücklichen Herzog von Reichstadt — schenkte, verblaßte der Schatten des ältesten Sohnes des Kaisers. Dieser älteste Sohn aber ist eigentlich zur Ursache des Umschwungs in der dynastischen Politik Napoleons geworden und zum Anstoß für seine Scheidung von seiner ersten Gattin, der Josephine Beauharnais.

Die Tatsache ist bekannt, daß Napoleon nach seiner feierlichen päpstlichen Krönung in der Pariser Kathedrale von dem heißen Wunsch beseelt war, einen legitimen Sohn in die Welt zu setzen, um somit eine erbliche kaiserlich-französische Dynastie zu gründen.

Seine Ehe mit Josephine Beauharnais war kinderlos. Trotz vieler Ratschläge der Umgebung, die auf eine Scheidung von Josephine und auf seine Vermählung mit einer „ebenbürtigen“ Prinzessin aus einem der kaiserlichen oder königlichen Häuser Europas drängte, blieb Napoleon unschlüssig. Der Hauptgrund dieser Unschlüssigkeit des Kaisers bestand in seiner Ungewißheit, ob die Schuld an der Kinderlosigkeit seiner Ehe an ihm oder an Josephine läge. Er zog seine Leibärzte zu Rate, deren Meinungen geteilt waren. In einem Punkte einigten sich aber die Ärzte — halb im Scherz, halb im Ernst schlugen sie dem Kaiser vor, „eine Probe aufs Exempel“ zu machen.

Im Jahre 1806 ging Napoleon ein Verhältnis mit einer jungen Dame, Louise Catherine-Eléonore de la Plaigne ein. Kurz vor Beginn ihres kaiserlichen Romans hatte sich Eléonore mit einem Gardeoffizier namens Revel verheiratet. Einige Wochen nach seiner Vermählung mit Eléonore wurde Revel wegen unsauberer Geldspekulationen und Wechselfälschungen verhaftet und zu drei Jahren Gefängnis verurteilt. Die beklagenswerte Eléonore, welche aus einer angesehenen Adelsfamilie stammte, wurde als dame d'annonce (eine Art Türöffnerin) und damals Vorleserin bei Napoleons Schwester Karoline angestellt. Eléonore war damals erst 20 Jahre alt und von auffallender Schönheit.

Als der Kaiser nach der Schlacht von Austerlitz im Januar 1806 nach Paris zurückkehrte und seine Schwester Karoline besuchte, zog die hübsche junge Frau seine Aufmerksamkeit auf sich. Eléonores schwarze Augen, ihr prächtiges braunes Haar und sprudelndes Temperament gefielen dem Kaiser so sehr, daß das Schicksal der jungen Dame sofort entschieden wurde. Sie übersiedelte in die Nähe der Tuilerien und kam von Zeit zu Zeit ins kaiserliche Schloß, um mit Napoleon einige Schäferstunden in den Palastgärten zu verbringen.

Eléonore langweilte sich sehr während dieser intimen Besuche bei ihrem kaiserlichen Liebhaber. Später erzählte sie selbst von einem Trick, den sie erfunden hat, um diese Schäferstunden zu verkürzen. Sie schob den Zeiger auf der Standuhr im kaiserlichen Salon um 30 Minuten vor. Da die Zeit Napoleons streng bemessen und verteilt war, konnte Eléonore auf diese Weise um eine halbe Stunde früher den kaiserlichen Umarmungen entgleiten.

Mitte Dezember 1806 gab Eléonore einem Sohne das Leben, welcher bei Geburt auf den Namen Leon, d. h. Löwe — so wollte es der Kaiser — getauft wurde. Im Taufschein wurde der Vater als „unbekannt“ angegeben.

Das Privatleben der Mutter wurde vor und während der ganzen Schwangerschaft auf Befehl des Kaisers streng überwacht. Eléonore durfte die ihr zugewiesene Wohnung in der Rue de Provence — abgesehen von den Besuchen in den Tuilerien — überhaupt nicht verlassen. Es genügte aber ein Blick auf das neugeborene Kind, um jeden Zweifel auszuschalten: seine Ähnlichkeit mit dem Kaiser war auffallend.

Nach dieser glücklichen Entbindung verschwand sofort jegliches Interesse Napoleons an Eléonore Revel. Der Kaiser wußte nun, was er so inbrünstig wissen wollte: er konnte Vater werden. Das Schicksal von zwei Frauen wurde mit der Geburt des kleinen Leon besiegelt: nicht nur Eléonore — auch die früher heiß geliebte Gattin des Kaisers, Josephine Beauharnais, wurde zur Seite geschoben.

Seinen ältesten Sohn hat Napoleon nicht verlassen. Der Kaiser ließ den Knaben öfters in der Frühe in seine Privatgemächer bringen und der kleine Leon spielte in Anwesenheit seines kaiserlichen Vaters, während Napoleon sich ankleidete oder das Frühstück einnahm. Der Schwiegervater von Napoleons Sekretär Ménéval wurde zum Erzieher des Kindes bestellt. Im Jahre 1812 — vor seinem Aufbruch zur Armee — beauftragte der Kaiser den Herzog von Bassano, dem Knaben im Falle seines, des Kaisers, Todes 12 000 Livres Rente jährlich auszuzahlen. Im Jahre 1814 schenkte er Leon 100 000 Franks in Aktien. Und in seinem Testament bedachte er den Knaben mit einem Legat von weiteren 320 000 Franks.

Im Jahre 1815 — als der Kaiser sein Schicksal sich vollenden sah, vertraute er seinen ältesten Sohn der Fürsorge der Madame-mère, Napoleons Mutter, und des Kardinals Flesch an. Die Bemühungen Napoleons um das Wohlergehen Leons waren aber zwecklos. Mit 25 Jahren hat Leon sein ganzes Vermögen im Kartenspiel verloren. Seinem Vormund, dem Kardinal Flesch, versprach er darauf, nie mehr Karten zu spielen. Er hielt sein Versprechen nicht.

In den Jahren 1833/34 trat er als Geschäftsmann und Politiker auf, aber ohne jeglichen Erfolg. Im Jahre 1834 wurde er unter Berufung auf „den großen Mann, der ihm das Leben gab“, zum Bataillonschef bei der National-Garde in St. Denis ernannt. Wegen mangelhafter Dienstausübung wurde er suspendiert.

Als im Jahre 1840 Napoleons Leiche nach Paris überführt wurde, machte Leon Ansprüche auf Beteiligung am feierlichen Geleitzug. Zu dieser Zeit war er vollständig ruiniert und führte unzählige Prozesse mit seiner Mutter, welche sich aus den vielen Geschenken des Kaisers und Liebesgaben des Staates ein ansehnliches Vermögen anschaffte. In diesen Prozessen gelang es Leon, die Vaterschaft Napoleons offiziell festzustellen.

Im Jahre 1848 versuchte Leon Bonaparte seine Kandidatur auf den Posten des Präsidenten der Republik gegen

Prinz Louis-Napoleon aufzustellen, den er zum Duell herausgefordert hatte. Ein Jahr später wandte er sich als Erbe des großen Kaisers in einem offenen Brief an das französische Volk.

Als Louis Napoleon zum Kaiser der Franzosen proklamiert wurde, begann Leon den Kaiser zu erpressen. Sechsmal bezahlte Napoleon III. aus den Mitteln seiner Zivilliste die Schulden Leons. Seine Phantasie befand sich in ewiger Spannung, er kam immer mit neuen Projekten, Petitionen und Geldforderungen an.

Im Jahre 1881 starb Leon, der erste Sohn Napoleons, im Alter von 75 Jahren in voller Vergessenheit im armseligen kleinbürgerlichen Kreise in Paris.

Seine einzige Tochter war Lehrerin in einer französischen Mädchenschule in Algerien.

Ghandis ungewollte Großvaterschaft

Es ist bekannt, wie gewissenhaft es Ghandi mit den Lehren der Vaishnava-Sekte nimmt, die er sich zurechnet. Deshalb predigt er unter anderem Enthaltsamkeit in der Ehe, was ihn aber nicht gehindert hat, selbst vier Söhne und zahlreiche Töchter als seine Kinder betrachten zu können. Seine Söhne sind jedenfalls in der strengen asketischen Lehre erzogen, die ihnen sogar die Gesellschaft ihrer Ehefrau nur noch in kameradschaftlichem Sinne gestattet. Verheiratet sind sie alle. Der letzte, der eine Ehe schloß, war sein Sohn Harilal. Er mußte sich die für ihn bestimmte Frau, ein fünfzehnjähriges Mädchen, sehr weit herholen. Die lange und interessante Reise beschwingte den Lebensmut des Achtzehnjährigen, obwohl sie mit einer mehr als dreiwöchigen Schiffsfahrt verbunden war, in deren Verlauf es ihm doch etwas einsam ums Herz wurde. Um so stürmischer begrüßte er die knospende Lebensgefährtin, die ihm bei der Heimreise Gesellschaft leistete. Ghandi konnte dem jungen Paare noch eben seinen väterlichen Segen erteilen und ihm das Versprechen abnehmen, Brahmacharya, Enthaltsamkeit zu Ehren der Hindugötter, zu üben, ehe er eine längere Gefängnisstrafe antreten mußte. Mit selbstverständlicher Miene nahm er das Versprechen des jugendlichen Ehepaares entgegen und freute sich, als er im Gefängnis hörte, daß es auch gehalten werde. Als er wieder nach Hause kam, mußte er die Kunde von einer anderen Freude vernehmen: Er war inzwischen Großvater geworden! Und das schien ihm nach dem Vorgefallenen die größte Überraschung seines Lebens. Die Schiffsreise hatte der schlaue Advokat in seine Berechnungen sonderbarerweise nicht eingestellt.



Bunte Chronik



* **Die Inquisition in Dänemark.** In den Geschichtsbüchern lasen wir nichts oder sehr wenig von der Inquisition in Dänemark. Diese Inquisition existierte aber nicht nur im Mittelalter, sondern sogar bis in die neue Zeit hinein. Ein dänischer Kulturhistoriker, Peter Linde, veröffentlichte kürzlich einen Artikel, welcher die wenig bekannten Zustände, die in der dänischen Strafjustiz bis zum Anfang des XIX. Jahrhunderts herrschten, in einem für unsere Begriffe erschreckenden Lichte erscheinen läßt. Die Inquisitionskommission existierte in Kopenhagen bis zum Jahre 1837. Die im damaligen dänischen Strafgesetzbuche vorgesehenen Strafen waren fürchterlich. Ein Diebstahl wurde stets mit Todesstrafe gesühnt, wenn der Wert des gestohlenen Gegenstandes mehr als 8 Schillinge betrug. Bei kleineren Diebstählen begnügte man sich mit dem Abschneiden des rechten Ohres. Räuber wurden bei lebendigem Leibe vergraben, Falschmünzern wurde Blei in die Kehle gegossen, Betrüger wurden auf dem Markte öffentlich gehängt. Eine der schrecklichsten Torturen war der sogenannte Rosenkranz — ein runder Riemen mit scharfen Haken, der auf der Stirn des Delinquenten zusammengezogen wurde und schreckliche Qualen verursachte. Das heutige dänische Strafvollzugsrecht ist im Gegensatz zu der Barbarei der alten dänischen Gesetze eines der mildesten der Welt. Seit 38 Jahren kennt Dänemark keine Todesstrafe. Des Henkers Werkzeug — das Beil — wird im dänischen Justizministerium als Museumsgegenstand aufbewahrt. Auf dem Holzgriff des Beils ist der Name des letzten Henkers von Kopenhagen zu lesen.

* **Schwarze Kunst — falsche Kunst.** Hexerei ist für Madame Anne Simmouet aus Nizza die Quelle großer Enttäuschungen und für Madame Mery, eine Wahrsagerin und Kennerin der schwarzen Kunst, ein Weg zum Reichtum geworden. Madame Simmonet kam im vergangenen August zu Mme. Mery, um sich von ihr wahrsagen zu lassen. Es wurden wöchentlich 3 Sitzungen à 25 Franks vereinbart. Dies dauerte bis zum vorigen Monat, als Mme. Simmonet erklärte, ständig vom Unglück verfolgt zu werden und wissen wollte, wie sie ihrem Mißgeschick abhelfen könnte. Mme. Mery fand einen Ausweg. Sie erklärte ihrer treuen Kundin, daß ihr Glück von 500 000 Franks, die sie von ihrem Gatten geerbt hatte, verunreinigt würde. Der Geist des Toten sei ihr erschienen und hätte geraten, das Geld zu reinigen. Mme. Mery wollte dies unternehmen, indem sie ein Kuvert mit 100 000 Franks in Banknoten auf ihren Busen legen wolle und das Geld beschwören werde. Den Briefumschlag erhielt Mme. Simmonet dann mit der strengen Order zurück, ihn nicht zu öffnen. Diese Reinigungszeremonie wurde solange wiederholt, bis das Erbe aufgebraucht war, ebenso noch ein Beutel mit Juwelen im Werte von 160 000 Franks. Und nun verschwand plötzlich auch Mme. Mery. Argwöhnisch geworden, öffnete Mme. Simmonet die Kuverts und fand — wertlose Papierschnitzel.

* **Eine Frau berät eine Industrie.** Daß es Frauen heut auf vielen Berufsgebieten den Männern gleichtun, ist nichts Besonderes mehr. Daß aber eine Amerikanerin die ganze englische Leinenindustrie belehrt und berät, muß als großartiger Erfolg weiblicher Tüchtigkeit gewertet werden. Es handelt sich um Miß Virginia Hammil, die ein Einkommen von 200 000 Mark hat, was selbst im amerikanischen Geschäftsleben für eine Frau eine Ausnahme bedeutet. Sie ist nach England gekommen, um die schottische und irische Leinen-Industrie über den Geschmack und die Bedürfnisse des amerikanischen Marktes zu orientieren. Ihre Warenkenntnis in der Leinen-Branche ist so einzig, daß sie den Fabrikanten vollständig die Mode-Richtung für das Material, die Farben und die Muster angibt, und ihnen damit den Weg für den amerikanischen Markt eröffnet.

* **Der Tod der großen Nothaut.** Vor wenigen Tagen wurde in Newyork unter großer Anteilnahme der Bevölkerung ein Indianerhäuptling begraben, der sich rühmen durfte, ein Freund Coolidges zu sein. Der unaussprechliche Name der berühmten Nothaut bedeutet auf deutsch soviel wie „Morgentau, das Angenehmste der Welt“. Daß die heute noch lebenden Indianer wenig Ähnlichkeit mit Indianerhäuptlingen, wie sie Karl May schilderte, haben, ist bekannt. Aber es finden sich auch unter ihnen hoch gebildete Männer wie der Verstorbene, der schon vor Jahrzehnten an einer amerikanischen Universität sein Studium absolviert hat. Man bezeichnete ihn als den großen Erzieher seines Volkes. Er hat für seine Stammesgenossen das berühmte Buch von Théophile Gautier „Le capitaine Fracasse“ so übersetzt, daß sie das Meisterwerk des großen romantischen Schriftstellers verstehen und kennen lernen konnten. Außerdem verfaßte er selbst pädagogische und volkserzieherische Schriften, so daß er mit Recht den Ehrentitel „Erzieher seines Volkes“ verdient. Der Indianerhäuptling verbrachte einen Teil des Jahres in Newyork, während er die übrige Zeit im Land umherreiste, um seine Stammesbrüder aufzusuchen und ihnen Unterricht zu erteilen.

* **Eine Rekordleistung des englischen Telegraphendienstes.** Der englische Telegraphendienst hat am Derby-Renntage in Epsom einen Rekord geschlagen. Die Rennresultate wurden bereits 3 Sekunden nach dem Finish nach Singapore und Kairo gekabelt, in 16 Sekunden — nach Buenos-Aires und Rio de Janeiro, nach Ablauf von 20 Sekunden — nach Kalkutta und Schanghai. Paris und Newyork waren auf dem Radiowege mit Epsom verbunden und erfuhren das Resultat in demselben Moment, als das Pferd Aga-Khans ans Ziel kam.

Verantwortlicher Redakteur: Leopold Gollasch; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.